

**Unverkäufliche Leseprobe**



**Ulrich Woelk**  
**Hellere Tage**  
Roman

2026. 317 S.  
ISBN 978-3-406-84341-9

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<https://www.chbeck.de/39931275>

© Verlag C.H.Beck GmbH Co. KG, München  
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.  
Sie können gerne darauf verlinken.

Ulrich Woelk

**Hellere Tage**



Ulrich Woelk

# Hellere Tage

Roman

C.H.Beck

*Für Tina*

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2026

Wilhelmstraße 9, 80801 München, [info@beck.de](mailto:info@beck.de)

Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.

Der Verlag behält sich auch das Recht vor,  
Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke  
des Text and Data Mining vorzunehmen.

[www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Aus dem Privatarchiv des Autors

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 84341 9



verantwortungsbewusst produziert

[www.chbeck.de/nachhaltig](http://www.chbeck.de/nachhaltig)

[produktsicherheit.beck.de](http://produktsicherheit.beck.de)

## Eins

WIE JEDEN SAMSTAGMORGEN seit etwas mehr als vier Jahren tritt Ruth Lember auf die Straße, aktiviert das Display ihres Smartphones und folgt dem Wegpfeil ihrer Carsharing-App zum nächsten freien Wagen. Ihr Frühstück war kurz, meistens besteht es nur aus einem großen Kaffee, den sie seit einiger Zeit mit Hafermilch trinkt. Sie ist sich aber noch nicht sicher, ob sie das beibehalten wird. Als Professorin für Philosophie an der Humboldt-Universität Berlin hält sie es für möglich, dass sie sich mit der Umstellung ihren Studenten näher fühlen möchte. Für viele von ihnen ist Kuhmilch tabu. Ruth mag ihre Studenten, sie wollen alles richtig machen, überwiegend sind es sehr freundliche, engagierte junge Menschen. Manchmal kommt es ihr sogar so vor, als würden sie von Jahr zu Jahr *jünger* – das ist vielleicht das einzig Beunruhigende daran.

Im Moment allerdings ist *sie* es, die sich jung fühlen darf, sie ist auf dem Weg zu ihrem einundneunzigjährigen Vater. Es ist zehn Uhr morgens, die übliche Zeit für ihre Fahrt zu jener Potsdamer Seniorenresidenz, in die er vor zwölf Jahren, nach dem Tod ihrer Mutter, eingezogen ist. Körperlich und geistig fit, führte er dort zu Beginn ein weitgehend unabhängiges Leben. Er nahm an Städte-touren, Wanderungen mit organisiertem Gepäcktransport und einmal auch an einer Polarkreuzfahrt teil, ging regelmäßig in das neu gebaute Hans-Otto-Theater, das wie eine Miniaturausgabe der Oper von Sydney zwar nicht an

einer Pazifikbucht, aber sehr malerisch am Ufer eines Havelsees liegt, oder er setzte sich in die S-Bahn und besuchte Ben und Ruth in ihrer Dachgeschosswohnung am Lietzensee.

Doch seit einem Schlaganfall vor vier Jahren, dem ein paar kleinere folgten, ist er linksseitig gelähmt. Kaum noch zum Sprechen fähig, verbringt er seine Tage nun im Rollstuhl, entweder in seinem Zimmer oder in einem Aufenthaltsraum mit Blick auf die kleine Parkanlage des Heims. Ruth besucht ihn jeden Samstagmorgen, und da eine zusammenhängende Unterhaltung nicht mehr möglich ist, liest sie ihm etwas vor. Sie greift dabei zu den kanonischen Werken Weltliteratur wie den Erzählungen aus *Tausendundeine Nacht*, *Don Quijote* oder *Pinocchio*, die man irgendwie kennt oder zu kennen glaubt, aber noch nie gelesen hat, so dass auch sie Freude daran hat.

Ruth erreicht den ihr zugewiesenen Wagen und steigt ein. Für einen Januartag ist es nicht kalt. Auf einmal muss sie an winterliche Atemwolken vor den Lippen denken. Sie hat das Gefühl, dass es sich dabei um eine Erinnerung aus sehr fernen Tagen handelt. Auf der anderen Straßenseite fließt die Spree, weit davon entfernt zuzufrieren.

Vor anderthalb Jahren ist Ruth vom Lietzensee nach Moabit gezogen. Wenn es um die Nähe zu ihrem Vater gegangen wäre, hätte sie in den Berliner Süden ziehen müssen, nach Dahlem oder Zehlendorf. Aber nach der Trennung von Ben wollte sie in ein lebendiges Innenstadtviertel – in eines, das zu ihr passte. Sie wollte sich nicht in Friedrichshain unter die *Generation Z* mischen – die Generation ihrer Tochter Jenny.

Ruth war selbst überrascht, als sich bei ihrer Suche

nach einem passenden Quartier schließlich ein Teil von Moabit als guter Kompromiss anbot. Sie fand dort eine modernisierte Altbauwohnung mit gewachsenen Holzfußböden, gut erhaltenem Stuck an den Zimmerdecken und einer Mischung aus Loggia und gefliestem Balkon mit Blick auf Spree und Tiergarten. In dieser Hinsicht, so empfindet sie es durchaus dankbar, hat sie es gut getroffen. Das hat ihr das Scheitern ihrer Ehe, den Auszug aus der gemeinsamen Wohnung und das Leben allein zwar nicht leicht, aber leichter gemacht.

Manchmal hat sie sich seither gesagt, dass sie mit dem Umzug in ein Leben zurückgekehrt ist, das sie kennt, weil sie es vor ihrer Ehe jahrelang genau so geführt hat: das Leben einer alleinstehenden, berufstätigen, unabhängigen Frau. Die Umstände waren für sie also nicht neu. Aber wenn sie es sich hätte aussuchen dürfen, hätte sie andere Wege gewählt, sich noch einmal *jung* zu fühlen. Vielleicht ist Hafermilch einer davon.

Will sie das denn noch? Abends in eine leere Wohnung kommen und, statt mit Ben ein Glas Wein zu trinken, so lange weiterarbeiten, bis sie um zehn oder halb elf einen Punkt erreicht, der weniger eine Erschöpfung signalisiert als einen flauen Überdruß an den intellektuellen Routinen ihres eigentlich befriedigenden Berufs?

Will sie für sich selbst kochen? Will sie allein vor dem Fernseher sitzen? Will sie allein in Urlaub fahren? Will sie sich nur noch selbst befriedigen? Wobei es leider stimmt, dass Ben und sie mit den Jahren immer seltener und in den Monaten vor ihrer Trennung kaum noch Sex gehabt haben, wenn überhaupt, so genau weiß sie es schon nicht mehr.



Ruth startet den Wagen und steuert ihn aus der Parklücke. Es ist keine zwanzig Jahre her, dass sie in etwa so gelebt hat wie jetzt. Doch das zugehörige Lebensgefühl von damals hat sie so sehr vergessen, dass es ihr nicht gelingt, es noch einmal zu aktivieren. Damals empfand sie sich nicht als einsam, sondern als eigenständig. Heute ist es umgekehrt.

Auf dem Ampelmast an der Kreuzung Beusselstraße, Ecke Turmstraße sitzen fünfzehn oder zwanzig Tauben dicht nebeneinander. Trotz der vielen Stachelbleche auf Simsen, Balken und Geländern lassen sich die Tiere offenbar nicht aus der Stadt vertreiben. Ruth hat sogar das Gefühl, dass es in der letzten Zeit wieder mehr geworden sind, aber vielleicht liegt das nur an ihrem Umzug hierher – vielleicht mögen die Tauben Moabit. Ruth wartet auf Grün. Der vermutlich türkischstämmige Mann in der Dönerbude rechts ist immer derselbe. Ruth fragt sich, ob er jeden Tag (und jede Nacht) hinter dem Tresen steht – vierundzwanzig-sieben, wie Jenny sagen würde. Ruth hat mittlerweile das Gefühl, als würde sie ihn gut kennen und grüßen müssen, wenn sie hier auf Grün wartet. Auf der anderen Straßenseite stehen, ohne ersichtlichen Grund, seit fünf oder sechs Monaten Dixiklokabinen. Auf der fensterlosen Hauswand der Baulücke dort prangt quer über die gesamte Wandfläche der Name Benko. Der milliardenschwere Immobilienunternehmer ist vor ein paar Monaten pleitegegangen. Der Fall ging wegen des enormen finanziellen Schadens wochenlang durch die Medien.

Wie schafft man es, Menschen dazu zu bringen, einem zweistellige Millionenbeträge zu leihen? Vielleicht wüsste Ben darauf eine Antwort. Als Architekt kennt er sich mit

Immobilien aus. Manchmal sehnt Ruth sich nach ihm, nach seiner Nähe, die ihr so vertraut war. Die verschnörkelten Buchstaben eines Graffitos auf der Rückwand des *Rewe-Markts* bilden das Wort *Dominas*. Ruth hat, wie meistens bei Graffiti, einige Zeit (beziehungsweise rote Ampeln) gebraucht, um die riesigen Schriftzeichen zu entziffern. Tauben, Millionenpleiten, Dominas – es muss ja nicht alles einen sinnvollen Zusammenhang ergeben, denkt sie, schon gar nicht in Großstädten.

Auf der Beusselstraße ist Tempo 30. Ruth hat sich noch nicht daran gewöhnt und muss sich konzentrieren, nicht zu schnell zu fahren. Von der Beusselbrücke aus hat man einen Blick auf den Westhafen mit seinen riesigen Backsteinspeichergebäuden aus den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts. Ruth fragt sich, ob die *jetzigen* Zwanziger einmal einen ähnlichen Kultstatus erlangen werden wie jene? *The Roaring Twenties. Babylon Berlin*. Sie kann es sich nicht vorstellen, es waren andere Zeiten. Vielleicht hatte man nach dem Ersten Weltkrieg das Gefühl, dass es nur *aufwärts* gehen konnte. Nach der Not lockte das Vergnügen, die Lust, die Verruchtheit ... Das ist heute anders. Niemand glaubt mehr an die Zukunft, es geht nur noch *abwärts*, und deswegen sehnen sich alle nach der Vergangenheit, nach *Babylon Berlin*. Seit sie allein lebt, schaut Ruth mehr Fernsehen.

Nach einer halben Stunde Fahrt erreicht sie das Potsdamer Altersheim. Der kleine Campus vor dem Haupteingang ist wie immer gut gepflegt. Früher hat Ruth gegenüber anderen (und auch sich selbst) von einer Seniorenresidenz gesprochen. Diese wohltönende Umschreibung hat sie

inzwischen aufgegeben. Die Kronen der alten Bäume auf dem Rasen sind kahl. Alles fließt Ton in Ton ineinander, die Stämme, die Äste, das Gebäude, der Park, das zweidimensionale Grau der Wolkendecke über allem.

Vor gut zwei Jahren hatte Ruth angefangen, ihrem Vater aus *Robinson Crusoe* vorzulesen, doch die Einsamkeit des Helden schien ihr für ihn unpassend zu sein. Vor ein paar Wochen nahm sie den Roman aber wieder aus dem Regal – vielleicht weil sie selbst verlassen und einsam in Moabit gestrandet war. Sie setzte die Lektüre fort – übersprang allerdings die ersten zweihundert Seiten und begann dort, wo Robinson auf seinen Diener Freitag trifft. Ganz und gar menschenleer ist die Insel nämlich nicht, hin und wieder rudern Bewohner einer Nachbarinsel für rituelle Menschenopfer herüber – Besuche, bei denen Robinson stets im Verborgenen bleibt. Einmal allerdings entflieht ihnen eines ihrer Opfer, und sie versuchen, den jungen Mann wieder einzufangen. Robinson kommt aus seinem Versteck, schlägt die Verfolger mit dem Gewehrkolben nieder und gibt danach Freitag, der in diesem Moment noch nicht Freitag heißt, sein Schwert: «Ich gab's ihm, und kaum hatte er es in den Händen, da stürzte er sich auf seinen Feind und hieb ihm mit einem einzigen Streich so geschickt den Kopf ab, wie es kein deutscher Henker schneller und besser hätte tun können.»

Robinson gibt ihm den Namen des aktuellen Wochentags und nimmt ihn mit in sein Versteck. Dort betrachtet er ihn näher. «Die Farbe seiner Haut war nicht schwarz, nur sehr dunkel», beschreibt er ihn und fügt hinzu: «Der Mund war sehr hübsch, schmale Lippen, schöne Zähne, weiß wie Elfenbein. Er war ein hübscher, anmutiger Bursche, gut

gewachsen, mit geraden, kräftigen nicht zu groben Gliedern, groß und wohlgestalt und meiner Schätzung nach sechsundzwanzig Jahre alt.»

Ihr Vater, so kam es Ruth vor, atmete bei dieser Beschreibung von Freitags Erscheinung tiefer und schneller. Vielleicht gefiel ihm die Passage gerade wegen ihrer farbigen Südseeklischees, die ihn von seiner trüben Realität ablenkten und, so nahm Ruth an, als Angehörigen seiner Generation auch nicht störten. Vielmehr versetzte ihn die detailfreudige Beschreibung Freitags in Robinsons Welt – die Welt eines tatkräftigen Mannes auf einer Insel, die so grundverschieden war von jener hier, auf der er gestrandet war, ohne sie jemals noch verlassen zu können ...

All dies erscheint Ruth möglich. So minimal die Reaktionsmöglichkeiten ihres Vaters auch sein mögen – sie glaubt, dass er um seine Lage weiß, dass er versteht, was sie ihm Woche für Woche vorliest, und dass sein wacher Geist in seinem hinfälligen Körper noch präsent ist.

Jetzt betritt sie den Eingangsbereich des Altersheims mit seinen Topfpflanzen, Sitzbuchten und Infokästen, in denen die Aktivitätsgruppen – Musizieren, Wandern, Chinesisch – ihre jeweiligen Termine publik machen. Wie die meisten, die hier Dienst tun, kennt Ruth die junge Frau hinter dem Empfangstresen und nickt ihr freundlich zu. Sie biegt in den Korridor zum Aufenthaltsraum. Der taubenblaue Linoleumboden ist weich, beinahe nachgiebig für den Fall, dass es zu Stürzen kommt.

Ihr Vater sitzt im Gemeinschaftssaal am hinteren Ende vor dem großen Fenster zum Park. Er wirkt eingefallen, wahrscheinlich ist er eingeschlafen. Das kommt jetzt immer häufiger vor. Ruth geht durch den Raum und wählt

ihren Weg bewusst so, dass sie sich ihm nicht von hinten nähert. Er soll ihr Näherkommen im Augenwinkel verfolgen können – sofern er nicht eingeschlafen ist, was, wie Ruth sieht, heute tatsächlich der Fall ist. Seine Schultern hängen herab, sein Kopf ist auf die Brust gesunken, und seine Augen sind geschlossen. Sie nähert sich ihm besonders leise, beugt sich vor und legt zart ihre Hand auf seine. «Hallo, Papa.»

Er reagiert nicht. Ruth betrachtet seinen Kopf mit den abzählbaren weißen Haaren, seine blassen Lippen und seine Brust unter der zu großen sandfarbenen Strickjacke. Irgendetwas ist anders als sonst, wenn er schläft. «Papa?»

Und dann weiß sie, was es ist: Ihr Vater sitzt nicht ruhig da, sondern starr. Nirgendwo an seinem Körper regt sich noch etwas, sein Anblick erinnert an eine Fotografie. Kopf, Lippen und Brust bewegen sich keinen Millimeter. Die Haut ist kühl, und Ruth begreift, dass kein Blut mehr durch die Adern darunter fließt.

Sie lässt ihre Hand auf der ihres Vaters liegen. Sie sieht ihn an, als könne sie sich doch irren. Aber sie weiß, dass sie sich nicht irrt. Tränen rinnen ihr aus den Augen. Sie atmet ruhig. Ihre Lippen beginnen zu zittern. Sie setzt sich langsam auf den Stuhl, den man für sie bereitgestellt hat. Ihr Vater ist tot.

Ruth bleibt still sitzen. Was soll irgendjemand hier tun? An ihrem Vater rütteln? Seinen Puls suchen? Wiederbelebungsversuche starten? Ihr sagen, was sie sowieso weiß: dass er gestorben ist? Dass er in der halben Stunde, seit man ihn hierher auf seinen angestammten Platz geschoben hat, *seinen Frieden gefunden hat* ...

Die Tränen tropfen ihr von der Wange. Es gibt nichts,

was sie für ihn tun kann, bevor das kommt, was jetzt kommen muss: seinen Tod offiziell feststellen, ihn ohne viel Aufsehen hinausschieben und auf eine Bahre in einen Raum legen, der für solche Fälle vorgesehen ist. All das wird geschehen, aber nicht sofort, beschließt Ruth. Sie möchte die letzten Minuten in der Gegenwart ihres Vaters so bei ihm sein, wie sie es vier Jahre lang gewesen ist. Vielleicht war dieses Ritual das Einzige, was ihr seit der Trennung von Ben wirklich etwas bedeutet hat. Fast fragt sie sich, ob sie nicht *Robinson Crusoe* aus der Tasche nehmen, beim Lesezeichen aufschlagen und weiterlesen sollte, wo sie vor einer Woche aufgehört hat. Aber das tut sie dann doch nicht.



## Zwei

AN DER STATION FRANKFURTER ALLEE steigt Ruth aus der S-Bahn. Es ist kalt geworden, der Winter ist noch einmal zurückgekehrt. Oder er fängt gerade erst an, man kann es nicht mehr wissen. Auf Bahnsteigen empfindet Ruth Temperaturen immer als extrem: im Winter besonders eisig, im Sommer besonders tropisch. Sie zieht ihren hellblauen Schal enger, wendet sich zur Rolltreppe und fährt hinunter auf die Straßenebene. Jetzt ist sie in Friedrichshain.

Nach dem Bachelor im vergangenen Oktober ist Jenny von Leipzig hierhergezogen und wohnt seitdem in einem ehemals besetzten Haus. Über den Rechtsstatus des Gebäudes wusste sie nichts. Legalisiert oder geduldet oder bei den Behörden in Vergessenheit geraten – mehr konnte sie dazu nicht sagen, als sie Ruth von ihren Umzugsplänen erzählte. Legalisiert war richtig, wie Ruth hinterher im Internet recherchierte – es gab eine Genossenschaft, die als Rechtsperson die Mietverträge mit den Bewohnern abschloss, was Jenny aber nicht betraf. Sie hatte oder brauchte gar keinen Mietvertrag, weil sie bei einer Freundin mitwohnte, einer Nadine, von der Ruth vorher noch nie gehört hatte.

In dem Viertel rund um den Boxhagener Platz hat Ruth das Gefühl, Teil einer Minderheit zu sein. Ihr Alter, ihre seit Generationen in Stein gemeißelte Nationalität und ihre eindeutige sexuelle Orientierung vermitteln ihr auf den Straßen den Eindruck, nicht mehr dazuzugehören. Natürlich gibt es auf den Bürgersteigen auch hier Frauen



und Männer ihres Alters, die ihr ähnlich sind oder scheinen, aber nur wenige.

An einem Spätkauf-Eckladen biegt Ruth in eine Seitenstraße. Zwischen den Schaufenstern kleiner Second-hand-, Coffee-to-go- und Naturkostläden findet sich kaum ein Fleck auf den Hauswänden, der nicht besprüht und mit Veranstaltungshinweisen, religiösen Botschaften oder Suche-Biete-Zetteln mit Abreißtelefonnummer überdeckt ist. In einem größeren Hauseingang, den Ruth nach ein paar Minuten erreicht, hängen Mahnwacheaufrufe, Ankündigungen von Solidaritätskonzerten und *Freiheit für*-Flugblätter mit monochromen Porträts von politisch Verfolgten, die irgendwie alle gleich aussehen. Ein neongrünes *Love*-Tag sticht aus einem verwirrenden Knäuel von schwarzen und blauen gesprayten Zeichen hervor, aus dem Ruth Wörter wie Oxelo oder Oyad herausdestilliert, die für sie keinen Sinn ergeben, ebenso wenig wie eine Reihe von Abkürzungen (vermutlich) wie PSE, ISX oder HG9, deren Bedeutungen sie nicht kennt. Hier wohnt Jenny.

Ruths Recherche zur Geschichte des Hauses hat ergeben, dass das einstige Fabrikgebäude nach dem Fall der Mauer schnell zu einem wichtigen Treffpunkt für die neu entstandene Hausbesetzerszene im damaligen Ostberlin wurde. «Nach jahrelangem Kampf», heißt es auf der heutigen Profilseite des Bewohnerkollektivs, konnte das in Eigenarbeit sanierte Gebäude schließlich von einer zu diesem Zweck gegründeten Genossenschaft erworben und seither legal genutzt werden. In den Mietverträgen verpflichten sich die Mitglieder des Kollektivs, jedweden Ungerechtigkeiten, Diskriminierungen und gesellschaft-

lichen Missständen entgegenzuwirken. Die Miete ist unabhängig vom jeweiligen Zimmer für alle gleich, und «um dem gesellschaftlichen Konsumzwang effektiv zu begegnen», gehören die meisten Dinge des täglichen Bedarfs wie Küchengeräte, Waschmaschinen, Autos, Werkzeug und Nähmaschinen der ganzen Hausgruppe.

All das kennt Ruth. Als sie jetzt vor dem bunt beklebten Hauseingang steht, muss sie an ihre Studentenzeit denken und an Stav. Anderthalb Jahre lang hatten sie sich regelmäßig gesehen, geliebt und schließlich einen Strommast umgesägt – eine Aktion, von der außer ihnen beiden aber niemand etwas wusste. Auch nicht André, mit dem Ruth damals eigentlich zusammen war. Und als die Tat im vorvorigen Sommer mit einer Verspätung von über dreißig Jahren durch ein unbedachtes Posting von Jenny, das innerhalb weniger Stunden viral ging, doch noch publik wurde, wunderte Ruth sich beinahe selbst, dass sie einst dieses Leben als Philosophiestudentin, Umweltaktivistin und untreue Freundin tatsächlich geführt hatte ...

Einmal hatte sie Stav in Eichroda besucht, einem ehemaligen Hof in Thüringen, in dem Freunde von ihm damals, kurz nach dem Fall der Mauer, ein alternatives Wohnprojekt begründet hatten. Wäre sie dort glücklich geworden? Hätte es sie erfüllt, Tomaten, Zucchini und Kürbisse anzubauen, mit ein paar strapazierfähigen Drillhosen, T-Shirts, Pullovern und Jacken auszukommen, Wände in Zwiebelgelb, Teegrün oder Malvenrot zu streichen, im Herbst Quitten zu ernten, Froschteiche anzulegen und in der Abenddämmerung mit Stav ein Bier oder zwei zu trinken, ein paar Zigaretten (selbst gedrehte: Ruth war immer furchtbar schlecht darin und produzierte nur

bauchige, innen viel zu dicke und an den Rändern dünn auskrümelnde Stängel) zu rauchen, den Sternenhimmel zu bewundern und Stav atemlos zu lieben ...?

Der schwere, torartige Haupteingang zum Vorderhaus ist geöffnet, der Durchgang führt in einen Hinterhof. Bis auf den Namen, Nadine, weiß Ruth nichts über die Frau, mit der sich Jenny im zweiten Stock des Quergebäudes eine Zweizimmerwohnung teilt. Ruth hat Nadine noch nicht zu Gesicht bekommen, sie ist zum ersten Mal hier. Dennoch findet sie sich einigermaßen zurecht. Den Hinterhof, den Treppenaufgang und den Weg zur Wohnung kennt sie von einem Spontanvideo mit gelegentlichen fröhlich-verwackelten Selfieschwenks, das Jenny ihr kurz nach dem Einzug mit der Bemerkung geschickt hat, alles hier sei *supercool!*

Ruth weiß nicht, ob sie Jenny heute überhaupt antrifft, sie ist unangekündigt hier – aber nicht, weil sie hofft, durch ihr überraschendes Erscheinen einen ungeschminkten Einblick in Jennys WG-Leben zu bekommen. Sie respektiert Jennys Wunsch nach Abstand. Nur ist es derzeit nicht möglich, Jenny *überhaupt* zu erreichen, weil sie seit Anfang des Jahres handyfastet. (Sagt man das so?) Ihre vorerst letzte WhatsApp an Ruth lautete: *werde mein fon erstmal nicht mehr nutzen. der ganze datenmüll ist nur da uns von uns und unseren wahren bedürfnissen abzulenken. post geht. sry. muss rausfinden ob das funktionieren kann. du warst auch extrem ... hdl*

HDL – eine Abkürzung, die Ruth wenigstens kennt. Sie ist hier, weil sie die Nachricht vom Tod ihres Vaters nicht per Post schicken wollte. Sie hatte die Todesanzeige mit einem persönlichen Brief in einen Umschlag gesteckt, die-

sen im letzten Moment aber doch nicht in den Briefkasten am Bahnhof Friedrichstraße geworfen. Stattdessen steckte sie ihn in ihre Handtasche und setzte sich in die S-Bahn, um hierher zu kommen.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten, einem beiderseitigen Fremdeln, hat Ruths Vater Jenny gemocht. Er hatte immer ein kleines Geschenk für sie dabei, wenn er nach Charlottenburg kam, beziehungsweise steckte ihr, als sie fünfzehn oder sechzehn war, jedes Mal einen Geldschein zu, weil er nicht die geringste Ahnung hatte, womit man einem fünfzehn- oder sechzehnjährigen Mädchen eine Freude machen könnte, ohne sich zu blamieren. Selbst Ruth und Ben fanden das knifflig.

In den ersten Wochen nach seinen Schlaganfällen hat Jenny Ruth bei ihren Besuchen im Altersheim hin und wieder begleitet, doch dann zog sie zum Studieren nach Leipzig. Ruth ist sich nicht sicher, ob Jenny ihren hinzugewonnenen Großvater danach noch einmal gesehen hat. Und auch, seit sie wieder in Berlin lebt, hat sie sich nicht mehr nach ihm erkundigt. Dazu gab es kaum eine Gelegenheit. Ihre bisher einzige Verabredung nach Jennys Rückkehr war im *Pho Vong*, einem beliebten Vietnamesen in Friedrichshain.

Ruths Trennung von Ben hat Jenny – so deutet es Ruth – in einen Konflikt gestürzt, den sie nicht auflösen kann. Eigentlich möchte sie jemandem die Schuld daran geben, aber sie weiß nicht, wem. Mit Laura Asado, Bens Freundin, Geliebter, neuer Lebenspartnerin, tut sie sich schwer, wie sie im *Pho Vong* eingestanden hat, was Ruth eine heimliche Genugtuung verschafft. Dennoch fällt es Jenny schwer, ihren Vater zu verurteilen, was Ruth ver-

steht. Inwieweit sie, Ruth, an alldem schuld sein könnte, ist Jenny aber auch nicht klar. Ruth hatte keine Affäre, sie hat mit Ben nicht ständig gestritten, und mit der Enthüllung ihrer politischen Vergangenheit als Umweltaktivistin hatte die Trennung auch nichts zu tun. Was ist also geschehen? Für komplexe Paarprobleme fehlt Jenny noch die Erfahrung, sie kann sie nicht durchdringen, und so wahrt sie im Moment sowohl zu Ruth als auch zu Ben Distanz.

Falls weder Jenny noch ihre Mitbewohnerin zu Hause sein sollten, kann Ruth den Brief mit der Nachricht vom Tod ihres Vaters und dem Termin von Trauerfeier und Beisetzung an die Tür klemmen. Aber vielleicht ist Jenny ja doch da und fühlt sich von Ruths spontanem Erscheinen nicht überrollt. Das hofft Ruth.

Das Treppenhaus ist nicht besonders sauber – aber auch nicht besonders schmutzig. Hier und da hängen Plakate an den Wänden. Ein Kind richtet eine Spielzeugpistole auf ein anderes, und darunter steht: *Wir lernen schnell*. Die Fenster könnten mal geputzt werden, aber Ruth möchte nicht pingelig sein. Ihr Moabiter Treppenhaus ist auch nicht perfekt, und darüber ist sie eigentlich froh. Es ist kein exklusives, sondern ein ganz normales Berliner Treppenhaus.

In der S-Bahn hat Ruth sich Jennys Video, das den Weg vom Eingang des einstmals besetzten Hauses zu ihrer Wohnung dokumentiert, ein paarmal angeschaut. Sie ist sich also sicher, vor der richtigen Tür angekommen zu sein, als sie den zweiten Stock erreicht und sich auf dem Treppenabsatz nach rechts wendet. Auf einem Klebestreifen neben der Tür stehen die Namen Nadine und Jenny.

Ruth sucht nach einer Klingel, die es nicht gibt. Sie klopft an und, nachdem sich zehn oder fünfzehn Sekunden lang nichts getan hat, noch einmal lauter.

«Niemand da!», ruft eine Männerstimme von irgendwoher – aus der gegenüberliegenden Wohnung, stellt sich heraus, deren Tür, wie Ruth beim Umdrehen sieht, nur angelehnt ist.

Trotz der unerwarteten Auskunft wartet sie noch einen Moment ab, klopft ein drittes Mal bei Jenny und Nadine und wendet sich, als schließlich wieder nichts geschieht, der angelehnten Tür zu, klopft dort und sagt: «Hallo?»

«Ist nicht abgeschlossen.»

«Ja, sehe ich, die Tür steht offen ...»

«*Drüben*», sagt die Stimme. «Willst du zu Nadine oder Jenny? Einfach nur aufmachen. Du kannst aber auch erst mal hier reinkommen.»

Der kurze Flur der Wohnung, die Ruth daraufhin betritt, mündet in ein nicht sehr großes Zimmer. Auf einem Sofa vor zwei Fenstern sitzt dort ein Mann, der etwa in Ruths Alter ist oder eher ein paar Jahre älter. Auf dem Boden liegt ein blass gemusterter, stark abgelaufener, einstmals roter Perserteppich. Die Fransen sind dunkelgrau.

«Ich bin auf der Suche nach Jenny ...»

«Nicht da, wie gesagt.» Der Mann sieht von dem schmalen Taschenbuch auf, in dem er gelesen hat.

«Sie kennen sie?»

«*Kennen* ...» Er sagt es mit dieser gedehnten Betonung, die das grundsätzlich Problematische eines bestimmten Wortes zum Ausdruck bringen soll – eine etwas blöde Attitüde, findet Ruth. «Ich bin Harald», sagt er. «Und du?»

«Ruth. Die Mutter von Jenny.»



«*Die Ruth.*»

«*Die Ruth? Bin ich prominent?*»

Er schiebt seine Lesebrille auf die Stirn.

«*Möchtest du einen Tee?*»

«*Ich denke, nicht.*»

«*Warum nicht? Ich habe Jenny und Nadine vor einer Stunde losziehen hören. Den Tee machen wir uns drüben. Ich lasse meine Tür meistens offen stehen.*»

«*Weißt du, wohin sie gegangen sind?*»

Er schüttelt den Kopf. «*Keine Ahnung. Ich mag die beiden, aber wir haben nicht so viel miteinander zu tun.*» Er legt das schmale Buch aufs Sofa. «*Brautigan. Lese ich immer mal wieder.*»

«*Ein Beat-Poet, oder?*»

«*Eher ein Hippie.*»

Harald trägt Jeans und einen dicken dunkelblauen Troyer. In seiner Wohnung ist es für Ruths Empfinden zu kühl, gerade jetzt im Winter, kaum wärmer als im Treppenhaus, aber sein Pullover hat ohne Frage eine bessere CO<sub>2</sub>-Bilanz als ein aufgedrehter Heizkörper. Haralds Schädel ist kahl, das, was einmal seine Haare gewesen sind, tönt die Kopfhaut noch mit einem weißgrauen Schimmer, und er lässt sich einen Dreitagebart stehen.

«*Um noch einmal auf Jenny zurückzukommen*», sagt Ruth, «*hast du eine Ahnung, ob sie und ihre Mitbewohnerin länger weg sind?*»

«*Manchmal sind sie schnell wieder da, manchmal erst abends oder am nächsten Morgen. Ich achte nicht drauf, was draußen passiert.*» Er macht eine kurze Pause und streicht sich einmal über die Kopfhaut. «*Das Konzept der offenen Türen ist kein Zwang. Es gibt Privatsphäre, falls*

sich jemand zurückziehen möchte. Es gibt auch Wohnungstüren, die noch stark gesichert sind, weil es früher regelmäßig Razzien von Sonderkommandos gab. Aber seit der Legalisierung ist es einigermaßen ruhig. Mir reicht ein Zimmer. Es gibt eine Gemeinschaftswohnung, da können alle kochen.»

Hier zu stehen und mit Harald zu reden, ist für Ruth eine Art Zeitreise. Das gefällt ihr, sie hat nur nicht damit gerechnet. Sie wollte mit Jenny reden, und nun erinnert sie so vieles an die Jahre, als sie selbst in Jennys Alter war.

«Ich kannte eine WG», sagt sie, «da hing ein Obstplakat in der Küche: *Wo rohe Säfte sinnvoll walten, da kann sich auch kein Rausch entfalten*. Das war in den Achtzigern. Meine Eltern dachten, in WGs herrscht Sodom und Gomorrha, dabei haben *wir* die Gesundheit als Lebensmaxime entdeckt.»

Harald steht auf, kommt auf sie zu und sagt in einem eher misshütigen Tonfall: «Stimmt, WGs sind ein Erfolgsmodell, heute Mainstream.» Etwas daran scheint ihm nicht zu passen, aber er fügt nichts hinzu. Er geht voraus in den Flur.

«Für mich ist wichtig, dass es Jenny gut geht. Vielleicht bin ich schon wie meine Eltern und sorge mich *wegen einer* WG – herrje ... Ich möchte einfach den Kontakt nicht verlieren, im Moment benutzt Jenny ihr Handy nicht.»

Sie folgt Harald ins Treppenhaus. Er dreht den Knauf der gegenüberliegenden Tür und öffnet sie. Ruth hätte einfach hineingehen und ihren Brief für Jenny auf den Küchentisch legen können.

«Mach dir mal keine Gedanken», sagt er. «Jenny ist stolz auf dich, das spürt man. So viele Lembers gibt's ja



nicht, und uns hier war schnell klar, dass du – also die Professorin, die öffentlich gemacht hat, dass sie mal einen Strommast umgesägt hat – ihre Mutter bist. Jenny musste die Geschichte gar nicht an die große Glocke hängen, und das hat sie auch nicht.»

Ruth folgt ihm in die Wohnung. «Sie würde dich übrigens enttäuschen – meine Geschichte, meine ich», sagt sie. Im Flur stehen Regale mit Kippboxen, aus denen Handtücher, Schuhsenkel, wattierte Briefumschläge, Drehverschlüsse von Putzmitteln und Gürtel herausquellen oder -ragen oder -hängen. «Eigentlich war ich nämlich eins von den braven Mädchen.»

Harald lässt sich nicht anmerken, ob ihn die Bemerkung neugierig macht oder überhaupt interessiert. Die Stühle in der Küche sind alt und knarzen beim Hinsetzen. Trotz der offenen Türen und der Tatsache, dass sie einfach nur Harald gefolgt ist, fühlt Ruth sich in der Wohnung nicht ganz wohl. Aber solange sie nicht in Jennys Zimmer geht, denkt sie, darf sie wohl hier sein.

«Ich sage dir, was ich über Jenny denke», sagt er unvermittelt, als habe er erst jetzt beschlossen, ihren Wunsch, etwas über Jenny zu erfahren, zu respektieren. «Sie braucht Abstand, Zeit für sich. Sie will herausfinden, worum es ihr wirklich geht. Nach dem Bachelor will sie in sich hineinhorchen.»

«Ich bin ihre Mutter und mache mir eben Sorgen.»

Er begutachtet die Teedosen auf dem offenen Regalbrett über der Blechspüle. Die Vielfalt ist ähnlich wie früher, aber die Sorten dürften sich geändert haben, nimmt Ruth an. Zu ihrer Zeit waren aromatisierte Schwarztees mit Kirsch-, Vanille- oder Orangenblütengeschmack in Mode.

Heute sind es wohl Grüntees oder pflanzliche Alternativen wie Mate, Ingwer, Rooibos. Harald trifft eine Entscheidung, hängt einen Filter in die Kanne und lässt den ausgewählten Tee hineinrieseln.

«Gib ihr Zeit.»

Als das Wasser sprudelt, nimmt er den Kocher, zielt in die Kanne und gießt den Tee auf. Etwas an seinen Bewegungen verrät Ruth, dass er auf diese Art seit Jahrzehnten Tee aufbrüht. Er tut es mit Sorgfalt, mit Respekt vor den Gaben der Natur. Irgendeine Lichtquelle – allzu viele gibt es nicht in diesem Raum: ein schmales Fenster, eine Deckenlampe, mit einer schwachen, aber vielleicht noch originalen *Glühbirne* – lässt die leicht gelockten weißen Härchen auf seinen Handrücken beim Eingießen des Wassers aufschimmern.

Sie sagt: «Ich möchte gar nicht, dass Jenny in mir eine politische Aktivistin sieht. Ich bin nicht das, was im Netz steht, was auch immer das im Moment ist. Ich google mich schon lange nicht mehr. Mir liegt nichts daran, die Ikone irgendeiner Widerstandsbewegung zu sein – das stimmt wirklich. Ich bin froh, dass sich der aufgewirbelte Staub gelegt hat.»

«Die Geschichte mit dem Strommast kriegst du nicht mehr weg.»

Er nimmt zwei Tassen aus dem Abtropfgestell. Mit einem kurzen Blick prüft er, ob sie gespült oder lediglich aus Platzmangel dort geparkt worden sind, stellt sie auf den Tisch und gießt ein.

«Wahrscheinlich ist das so ...», sagt sie nachdenklich und fügt dann hinzu: «Ich bin eigentlich hier, weil vorige Woche mein Vater gestorben ist, Jennys Großvater.»

Er dreht sich zu ihr um. «Das tut mir leid.» Er verharrt einen Moment reglos, ein kurzes, aber, wie Ruth glaubt, aufrichtiges Schweigeritual. Schließlich stellt er die Teekanne, die er noch in der Hand hält, auf den Tisch. «Ich hoffe, er hat nicht gelitten.»

Ruth geht das Bild nicht aus dem Kopf, als ihr Vater aus dem Raum geschoben wurde. Sie hat immer gedacht, er brauche *sie*, aber in dem Moment ist ihr klar geworden, dass sie ihn ebenso brauchte.

«Er war einundneunzig», sagt sie, «und es heißt, in dem Alter ist es in Ordnung, zu sterben. Ist es vielleicht auch. Er hat vier Jahre im Rollstuhl verbracht und konnte sich kaum noch mitteilen, darunter muss er gelitten haben ... Dass er so alt geworden ist, bedeutet aber auch, dass er sechsfünfzig Jahre lang ein Teil meines Lebens war, mal mehr, mal weniger intensiv – natürlich gab es schwierige Zeiten, ist ja normal, er war mein Vater ... Er hatte keine Geschwister, zuletzt gab es niemanden mehr außer ihm und mir. Wir waren die Übriggebliebenen, aber wir waren zu *zweit* ... ja ... und jetzt ist er fort. Es wird dauern, bis ich begreifen werde, dass das unabänderlich ist ...»

Harald trinkt einen Schluck. «Warst du dabei, als er gestorben ist?»

«Ich bin zehn Minuten zu spät gekommen.»

«Das klingt, als würdest du dich schuldig fühlen.»

«Tue ich nicht. Aber ich neige dazu.»

«Denk nicht drüber nach. Warum sollte es helfen, beim Sterben nicht allein zu sein? Das hilft nur denen, die weiterleben.»

Ruth findet die Bemerkung kühl. Doch was erwartet sie

auch – sie und Harald kennen sich überhaupt nicht. Die Flüssigkeit in der Tasse ist hellgelb und riecht fruchtig und scharf – Ingwer und Zitrone vielleicht. Im Laufe der Jahre ist Ruth von Tee abgekommen. Vielleicht fehlt ihr die Ruhe dafür. Manchmal kauft sie eine Packung, aber sie werden mit der Zeit kaum leerer. Der Tee schmeckt ihr gut.

Sie setzt die Tasse ab. «Bei dem Anschlag auf den Strommast ist ein Reh erschlagen worden. Eins der herumpeitschenden Kabel hat seinen Bauch aufgerissen und ihm mit der Hochspannung die Innereien versengt – direkt vor meinen Augen. Das Reh habe ich sterben sehen.»

«Und hat es dem Reh geholfen?»

«Ich schleppe das mit mir rum.»

Er schüttelt nachdenklich den Kopf. «Vergiss das Reh! Politisch hat sich nichts geändert, Ruth. Menschen sterben irgendwo auf der Welt, weil wir so leben, wie wir leben. Das schleppe *ich* mit mir rum. Den meisten ist es ja egal.»

«Wer fühlt sich denn hier schuldig?» Sie nimmt den Brief aus der Tasche und legt ihn auf den Tisch. «Kannst du den hier Jenny geben? Sag ihr einen lieben Gruß von mir, und dass ich mich freuen würde, wenn sie zur Beisetzung kommt.»

Er nickt. «Warum sollte sie nicht kommen?»

«Er war ihr Ziehgroßvater. Oder so. Ich habe darüber nachgedacht, aber ich glaube, dafür gibt's kein Wort. Stief- mag ich nicht, das macht mich zur Stiefmutter. Danke für den Tee.» Sie könnte aufstehen, aber sie tut es nicht. Ohne so recht zu wissen, warum, sagt sie nach einer Weile: «Jennys Entschluss, nach Berlin zurückzukehren,

kam für uns ziemlich überraschend. Ich habe mich vor anderthalb Jahren von ihrem Vater getrennt. Nach dieser Geschichte mit dem Strommast. Das weißt du ja vielleicht.»

Er nickt. «Hat sie mal erwähnt, aber mehr auch nicht. Sie ist letzten Herbst hier aufgekreuzt. Nadine und sie kannten sich von irgendwoher.»

«Ich befürchte natürlich, meine Trennung von ihrem Vater könnte Jenny aus der Bahn geworfen haben», sagt Ruth, aber dann möchte sie doch nicht weiter darüber reden.

Harald wartet ab, trinkt einen Schluck und sagt nach einer Weile: «In der Geschichte, die ich gelesen habe, bevor du gekommen bist, geht's um eine junge Frau, die ihren Vater mit irgendeiner Tussi im Bett erwischt. Die beiden kriegen nichts mit, sie schließt leise die Schlafzimmertür, und die Geschichte endet danach ganz unvermittelt ungefähr so: *Hier verlassen wir sie. Wir wissen jetzt ein bisschen was über sie und sie 'ne Menge über uns.*»

«Ziemlich schräg ... Wie heißt der Autor noch mal? Richard ...»

«Brautigan ... Klingt wie Bräutigam. Komisch eigentlich ... Die Geschichte heißt: *Wir lernen uns kennen* ... Der Schluss ist für Brautigan typisch. Seine Geschichten fangen ohne großes Tamtam an und hören irgendwann einfach auf ...» Er legt zwei Finger auf Ruths Brief und zieht ihn näher zu sich. «Ich gebe ihn Jenny ... Die Tochter mag die Geliebte des Vaters übrigens nicht.»

Ruth trinkt ihren Tee aus. «Ich besorge mir die Storys mal ... Mein Vater war sehr solide. Er war über vierzig Jahre mit meiner Mutter verheiratet. Sie ist vor ihm ge-

storben, sie hatte Krebs ... Jetzt weißt du *ein bisschen was* über mich ...» Sie steht auf. «Also dann.»

«Man sieht sich», sagt er.

«Wer weiß», sagt sie. «Danke für den Tee.»

Sie lässt die Wohnungstür beim Hinausgehen offen. Es gab Zeiten, da musste man ohne Privatsphäre leben, und sie sind noch nicht lange her. Wäre Ruth dazu in der Lage? Und ist es Jenny? Offenbar ist es so: Wir fürchten uns vor der Einsamkeit, halten Gemeinschaft aber nicht mehr aus. Ruth kennt beide Zustände gut. Ein möglicher neuer Partner, Mann, Gefährte, was auch immer, ist ihr seit der Trennung von Ben nicht begegnet. Sie muss sich auf einer Dating-Plattform anmelden, vor Weihnachten hat sie ein paar dieser Portale angeklickt. Wann hat sie schon mit Männern zu tun, die für sie infrage kämen?

---

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)